

Tuitjer, Leonie:

Forschen im Globalen Süden: Forschungsethik als transformative Kraft?

URN: urn:nbn:de:0156-0891098



CC-Lizenz: BY-ND 3.0 Deutschland

S. 117 bis 129

Aus:

Abassiharofteh, Milad; Baier, Jessica; Göb, Angelina; Thimm, Insa; Eberth, Andreas; Knaps, Falco; Larjosto, Vilja; Zebner, Fabiana (Hrsg.):
Räumliche Transformation – Prozesse, Konzepte, Forschungsdesigns.

Hannover 2019

Forschungsberichte der ARL 10

Leonie Tuitjer

FORSCHEN IM GLOBALEN SÜDEN: FORSCHUNGSETHIK ALS TRANSFORMATIVE KRAFT?

Gliederung

- 1 Einleitung
 - 2 Politische Ökonomie des Wissens
 - 2.1 Das *ethicopolitical*-Moment der Feldforschung
 - 2.2 Forschungsethik als transformative Kraft?
 - 3 Fazit
- Literatur

Kurzfassung

Auf der Tagung „Räumliche Transformation: Prozesse, Konzepte und Forschungsdesigns“ wurden neben vielen lokalen und regionalen Beispielen der Raumforschung auch einige Forschungsbeiträge zu Transformationsprozessen aus dem sogenannten Globalen Süden vorgestellt. Dieser kurze Beitrag versucht, eine Verbindung zwischen den Beiträgen und dem übergeordneten Kongresssthema zu eröffnen, indem er Forschungsethik als potenziell transformative Kraft untersucht. Da Forschung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus dem Globalen Norden im Globalen Süden etliche logistische und organisatorische, aber eben auch ethische, politische und moralische Herausforderungen bereithält, ist eine selbstkritische Positionierung im Forschungsprozess unerlässlich. Weiterhin, argumentiert dieser Beitrag, sind es gerade diese Herausforderungen, die selbstkritische Reflexionen zulassen und es dadurch ermöglichen, ein Transformationspotenzial auf persönlicher, institutioneller und auch auf der Projekt- und Output-Ebene zu entwickeln. Die räumliche Transformationsforschung kann durch solche *ethicopolitical*-Momente, wie sie von dem Sozialwissenschaftler Vinay Gidwani vorgeschlagen werden, eine große ethische Reflexionstiefe erreichen und mitunter auch eine Transformation auf Ebene der Wissensproduktion anstoßen.

Schlüsselwörter

Forschungsethik – transformative Kraft – Globaler Süden – Machtbeziehungen

Doing research in the Global South – Exploring research ethics and their transformative potential

Abstract

During the conference “Spatial Transformation: Processes, Concepts and Research Designs” a number of local and regional case studies was presented alongside a panel of research activities conducted in the so-called Global South. This contribution offers a reflection on the role of research ethics and their potentially transformative

power within such contexts. First, the article argues that within research projects conducted by researchers from the so-called Global North in the Global South, a self-critical reflection on ones' position is necessary as the researcher will inevitably be confronted with various critical – ethical, logistical, political – moments. Second, it is argued that these critical moments cannot only function to challenge the research process but can also be made useful for critical reflections which may unleash a transformative potential on personal, institutional, project and output level. Research on spatial transformations may profit from reconsidering research ethics to achieve a higher dimension of self-reflexivity.

Keywords

Research ethics – transformative force – Global South – power relations

1 Einleitung

“No geographer should travel South without careful deliberation of what it means to be a ‘privileged western researcher’ in a postcolonial field”
(Griffiths 2017: 2).

Die Einsicht, dass Forschen nicht neutral ist und Wissenschaft im Kontext gesellschaftlicher Machtbeziehungen steht, ist wohl eine der wichtigsten Erkenntnisse der zeitgenössischen Sozialforschung. Unbestreitbar sind zum Beispiel die Zusammenhänge zwischen Wissenschaft und Macht(missbrauch) während des Zweiten Weltkriegs. Wissensproduktion – ideologisch begründet – wurde hier über ethische Grundprinzipien in Bezug auf die Menschenwürde gestellt. Und auch in jüngerer Zeit kam und kommt es immer wieder zu Vorfällen des Machtmissbrauchs im Namen der Forschung, wie z.B. dubiose Testreihen mit HIV-positiven Patienten in den USA belegen (von Unger 2014: 19). Aufgrund dieser Vorfälle haben sich verschiedene Disziplinen, insbesondere in den angelsächsischen Ländern, strenge Ethikregeln auferlegt, die in entsprechenden institutionalisierten Gremien überprüft werden. Der Forschungsgrundsatz der „informierten Einwilligung“ (ebd.), welcher gewährleistet, dass die Teilnahme an Forschungsprojekten aus freien Stücken und auf der Grundlage möglichst umfassender Information stattfindet, bildet hier ein wichtiges Kernstück der Forschungsethik, welche in einigen Ländern (z.B. UK) auch eine klare juristische Dimension hat.

Neben diesen wichtigen juristisch abgesteckten Prinzipien der Forschungsethik soll es in diesem Beitrag um eine etwas andere Form der Forschungsethik gehen, die sich primäre dem Ziel der (Selbst-)Reflexion als guter wissenschaftlicher Praxis verpflichtet sieht. Eine besondere Virulenz bekommt eine kritische Reflexion gesellschaftlicher Machtverhältnisse nämlich nicht nur innerhalb der Humanmedizin oder Psychologie, wo Testreihen und Experimente direkte, körperliche Konsequenzen für die Teilnehmenden haben können. Auch in sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen ist eine vorsichtige Reflexion ethischer Normen und Prinzipien nötig, um Forschungsteilnehmende vor negativen Konsequenzen zu schützen. Ich spreche demnach in diesem Beitrag von einer reflexiven Forschungsethik, die über rein juristische Fragen hinaus-

geht und in der Tradition postkolonialer Studien eine kritische Selbstreflexion erfordert. Denn insbesondere in Forschungskontexten, in denen westliche Forscher im sogenannten Globalen Süden (im Folgenden: Globaler Süden) Recherchen betreiben, bekommen forschungsethische Fragen eine besondere Virulenz aufgrund historischer Abhängigkeiten und Unterdrückungsszenarien (z. B. Kolonialismus), die bis heute Nachwirkungen haben.

An dieser Stelle sei anzumerken, dass die gewählte Bezeichnung „Globaler Süden“ umstritten ist. Zum einen reflektiert der Ausdruck nicht die realen geographischen Gegebenheiten, nach denen sich (z. B. ökonomische, soziale, politische) Unterschiede global manifestieren. Zum anderen geht der Begriff von einer problematischen, binären Einteilung der Welt in einen „Globalen Norden“ und einen „Globalen Süden“ aus. Dieses dichotome Denken betont zwangsläufig die Unterschiedlichkeiten zwischen Weltregionen, anstatt Gemeinsamkeiten zu erwägen. Darüber hinaus lässt eine binäre Einteilung kaum nuancierte Betrachtungen zu (Korf/Rothfuß 2016: 164).

Der Begriff findet dennoch in weiten Teilen (auch innerhalb kritischer Auseinandersetzungen und auch im Tagungsprogramm der Konferenz, die diesem Beitrag zugrunde liegt) der sozialwissenschaftlichen Forschung Verwendung. Der Stadtgeograph Colin McFarlane (2010) beschrieb sein Unbehagen mit dem Begriff und hielt trotzdem fest, dass den Kategorien „Globaler Süden“/ „Globaler Norden“ eine gewisse Dickköpfigkeit („stubborn“) (McFarlane 2010: 728) innewohnt. Trotz ihrer Umstrittenheit bleiben diese Begriffe im Sprachgebrauch verankert und sind hilfreich dabei, Inhalte – wenn auch verkürzt – an Nicht-Experten zu kommunizieren. Diese Dickköpfigkeit, oder Hartnäckigkeit der Kategorien, ist wohl auch in dem Mangel an Alternativen begründet. Aus zwei Gründen finden die umstrittenen Begriffe hier Verwendung. Erstens fehlt es an überzeugenden sprachlichen Alternativen, die weniger politisierend sind. Ältere Begriffe wie „Entwicklungsland“ oder „Dritte Welt“ sind ebenso historisch wie politisch belastet. Ein Sprachgebrauch, der lediglich auf „regionale Unterschiede“ hinweist, bleibt mitunter zu vage und allgemein und könnte darüber hinaus Ungleichheiten und historische Entwicklungen eher verschleiern als benennen. Zweitens will dieser Beitrag gerade die Reflexion über die schwierigen, oft vom Kolonialismus geprägten Forschungsverhältnisse in „nicht-westlichen“ Ländern stärken. In öffentlichen und Wissenschaftsdiskursen werden diese komplexen historischen Verflechtungen oft mit der Bezeichnung „Globaler Süden“ in Verbindung gesetzt und zur leichteren Verständlichkeit wird dieser – wie oben erwähnt nicht unproblematischen – Konvention hier gefolgt. Denn auch hier würde ein Verweis auf rein „regionale“ Konfigurationen mitunter Machtbeziehungen eher verschleiern, als sie zu adressieren. Die Autorin ist sich der sprachlichen Problematik des Ausdrucks allerdings bewusst, auch wenn sie an dieser Stelle keine passendere Benennung anbieten kann.

Seit Edward Saids Analyse von Wissens- und Machtbeziehungen zwischen westlichen und nicht-westlichen Kulturen ist es unbestritten, dass Geistes- und Kulturwissenschaftler, aber auch Geographen und Ethnologen als wichtige Komplizen in der Aufrechterhaltung von Machtstrukturen fungierten. In Saids Veröffentlichung „Orientalism“ (1979) werden verschiedene Disziplinen und ihre Methoden auf ihren Beitrag zur Produktion und Aufrechterhaltung von sozialen Machtstrukturen im Kolonialzeitalter hin untersucht. Der von Said geprägte und danach vielfältig weiterentwickelte

postcolonial turn (Berndt/Pütz 2007; Young 2012) brachte dabei wichtige reflexive Impulse für die Geistes- und Sozialwissenschaften. Als Teil des *postcolonial turns* lassen sich hierbei Forschungsarbeiten fassen, die u.a. aus kultur- und sozialwissenschaftlicher Perspektive die Nachwirkungen der Kolonialzeit untersuchen. Hierbei ist es ein Anliegen aufzuzeigen, mit welcher Intensität die koloniale Vergangenheit sowohl in ehemaligen Kolonien als auch in den Zentren der verschiedenen Kolonialreiche nachwirkt. Insbesondere in der Geographie, als einer der ältesten Raumwissenschaften, beinhaltet der *postcolonial turn* eine kritische Auseinandersetzung mit den kolonialen Wurzeln des Faches, da Geographen mit ihrer Arbeit des Datierens und Kartierens an der Spitze kolonialer Forschungsunternehmungen im Namen der verschiedenen Kolonialreiche standen (Livingstone 1992: 170; Griffiths 2017: 4).

Dieser Aufsatz bietet eine kurze Reflexion der besonderen Herausforderungen des Arbeitens und Forschens von Akademikern aus dem Globalen Norden im Globalen Süden. Im Fokus steht dabei die Diskussion darüber, ob und wie strengere, selbstkritische Reflexion und Forschungsethik als Formen transformativen Potenzials innerhalb der politischen Ökonomie des Forschens gesehen werden können. Insbesondere in Momenten von Brüchen und Herausforderungen im Forschungsprozess kommt es darauf an, eine ethisch-politische Haltung zu entwickeln. In genau dieser Haltungsentwicklung sehe ich ein transformatives Potenzial der Forschungsethik, welches seine Entfaltung auf institutioneller, persönlicher bzw. Projekt- und Output-Ebene finden kann.

2 Politische Ökonomie des Wissens

“[It is within] capitalist circuits of knowledge, where those who control means of production – credentialized northern researchers – profit most heavily”
(Gidwani 2008: 236).

Der US-amerikanische Sozialwissenschaftler Vinay Gidwani, der in der Tradition der politischen Ökologie arbeitet und sich insbesondere mit der kolonialen Vergangenheit Indiens und den postkolonialen Nachwirkungen dieser Epoche auseinandersetzt, stellte selbstkritisch fest, dass wissenschaftliches Arbeiten im Globalen Süden in eine Reihe von Ungleichheiten eingebettet ist, die meistens zugunsten der Forschenden aus dem Globalen Norden verlaufen. Forschen ist, genau wie alle anderen ökonomischen Wertschöpfungsketten, in eine politische Ökonomie der räumlichen Ungleichheit eingebettet, so der Autor. Damit Wissen als verwertbare Ware identifiziert werden kann, bedarf es nach Gidwani eines internationalen Übersetzungs- und Transportprozesses der Rohdaten, um diesen als Wissensprodukten einen Wert zu geben: „To count as ‚knowledge‘, information must be moved from the peripheries to a metropolitan location and be given recognizable form within prevailing disciplinary protocols and debates“ (Gidwani 2008: 236). Rohdaten müssen also nicht nur durch methodische und theoretische Verfahren in Wissenschaft übersetzt werden, sondern auch aus ihrem

lokalen Kontext an privilegierte Orte der Wissensproduktion transportiert werden, um eine Sichtbarkeit und damit einen ökonomischen Wert innerhalb der politischen Ökonomie der globalen Wissensproduktion zu erlangen.

Ein ähnliches Argument findet sich auch in Griffiths' Reflexion über die andauernde Vormachtstellung westlicher Forschungsinstitutionen: „We cannot claim to have made a committed attempt to provincialise Europe in the processes of knowledge production“ (Griffiths 2017: 5). Die europäische, australische und die nordamerikanische Universitätslandschaft bleiben bis heute das unumstrittene Zentrum für (sozial- und raumwissenschaftliche) Wissensproduktion. Dabei sind es insbesondere Theorien und Methoden die hier geprägt werden, die nach wie vor einen dominierenden Stellenwert einnehmen und im Prozess der Übersetzung von Informationen in wissenschaftlichen Output essenziell sind. Die Transportpfade dieser Informationen oder Rohdaten vom Globalen Süden in die Universitätsmetropolen des Globalen Nordens erweisen sich, so Gidwani, dabei als historisch äußerst stabil und bestätigen die geographischen Ungleichheiten, die schon Said im Kontext kolonialer Wissensproduktion anprangerte. Demnach ist eine Reflexion forschungsethischer Fragen besonders in postkolonialen Kontexten sowie in Forschungssituationen im Globalen Süden, in denen sozioökonomische Ungleichheiten zwischen Forschenden und Forschungsteilnehmern auch historische Wurzeln haben, notwendig.

Welche Möglichkeiten haben wir als Forschende nun, uns in dieser politischen Ökonomie der Wissensproduktion kritisch zu verorten? Welche Momente innerhalb der Feldforschung können uns helfen, eine selbstkritischere Reflexion anzustoßen und die Machtverhältnisse zu adressieren, vielleicht sogar zu verändern, die unserer Forschung so oft zugrunde liegen?

2.1 Das *ethicopolitical*-Moment der Feldforschung

Wenn Feldforschung im Globalen Süden also gekennzeichnet ist von einer ungleichen politischen Ökonomie, so zeigt Gidwani doch ebenfalls auf, dass diese Prozesse niemals unkompliziert oder reibungslos verlaufen. Genau in diesen Reibungen, Herausforderungen und Brüchen liegt für Gidwani das entscheidende Moment des „*ethicopolitical*“ (Gidwani 2008: 236), der eine Chance zur kritischen Selbstreflexion und damit auch potenziellen Transformation der ungleichen Beziehungen mit sich bringen kann: „The *ethicopolitical* marks zones of liminality where the prior certitudes of theories and methodologies are confronted by demands that cannot be anticipated or resolved a priori. As scholars we encounter the liminal at various junctures: when formulating a research problem, during fieldwork, and when translating field research into written products“ (Gidwani 2008: 236). Es sind also gerade diese Zonen der Uneindeutigkeiten und Unbestimmtheiten, in denen Gidwani ein Potenzial sieht, ethischen Reflexionen auch eine politische Dimension zu verleihen.

In Gidwanis Beispiel suchte der Autor vergebens Zugang zu einem Archiv in Indien für seine Forschung über die komplexe und oft widersprüchliche Entstehung einer indischen Arbeiterklasse während der britischen Kolonialzeit. Die erfahrene Zurückwei-

sung und die Verwehrung des Zugangs zu dem Archiv provozierten einen der Brüche und Engpässe in Gidwanis Forschung, die notwendig waren für eine ethisch-politische Reflexion. Obwohl die Abweisung zunächst eine Krise in seiner Forschungsarbeit darstellte und das gesamte Forschungsprojekt – und damit letztendlich auch die akademische Wertschöpfungskette – gefährdete, war der Moment trotzdem signifikant für eine kritische Selbstreflexion über die eigenen Ansprüche, Erwartungshaltungen und die Positionierung im Forschungskontext (Gidwani 2008: 237).

Erst durch die Frustration innerhalb des Forschungsvorhabens bot sich eine reale Gelegenheit zur Reflexion der eigenen Position und der Fremdwahrnehmung dieser. Das eigene Selbstverständnis, als kritischer Sozialwissenschaftler mit dem Anspruch der Würdigung der indischen Arbeiterklasse durch die eigene Forschung, wurde durch die ablehnende Haltung des Archivangestellten produktiv erschüttert. In diesem *ethicopolitical*-Moment konnten sowohl globale als auch lokale Machtbeziehungen neu erfahrbar und somit reflektierbar gemacht werden. Gidwanis weitere Aufarbeitung der Situation macht deutlich, dass an dieser Stelle erst ein tieferes Verständnis für örtliche Hierarchien und historische Verletzungen nicht nur theoretisch, sondern auch emotional/affektiv erfahrbar wurden. Seine eigene Forschung wurde dadurch stark geprägt.

Ethicopolitical-Momente scheinen also gerade dann zu passieren, wenn Forscher vor komplexen Herausforderungen der Verortung stehen und in den Forschungsvorhaben mit intersektional verorteten Menschen aufeinandertreffen. Mitnichten wäre es korrekt oder sinnvoll, alle Forschungsvorhaben im Globalen Süden als *researching down* zu beschreiben, in denen Machtstrukturen einseitig, hierarchisch strukturiert sind (Sekuler 2014: 91). Dies macht deutlich: „Travelling South and doing ethnography now means, rightly, engagement with complex (and sometimes contradictory) perspectives on privilege and difference“ (Griffiths 2017: 4). Wie in dem erörterten Beispiel sind Differenz und Privilegien nicht statisch, sondern kontextabhängig und dynamisch. An dieser Stelle ist es wichtig zu betonen, dass es nicht darum geht, die relative Position der Privilegiertheit Gidwanis infrage zu stellen, sondern das Augenmerk darauf zu richten, wie wichtig es ist, ein differenziertes Verständnis von Macht und Hierarchien im Forschungskontext zu entwickeln. Die – wie in der Einleitung bereits erläutert – binäre Unterteilung in Globaler Süden / Globaler Norden sollte Wissenschaftler nicht davon abhalten, intersektional über gesellschaftliche Positionen nachzudenken. Innerhalb dieses komplexen Prozesses der Verortung eine ethische Haltung zu entwickeln, kann demnach in der Tat auch eine politische Dimension einnehmen. Wie aber helfen diese Momente dabei, unsere Forschung zu transformieren? Welches Potenzial kann Forschungsethik in solch komplexen Situationen bieten?

2.2 Forschungsethik als transformative Kraft?

Im Folgenden werden drei Ebenen kurz umrissen, in denen ethische Reflexionen zu einer Transformation des Forschungsprozesses beitragen können. Um diese Reflexionen zu konkretisieren, werden drei persönliche Beispiele gegeben, die während der eigenen Feldforschung für die Doktorarbeit in Bangkok zu *ethicopolitical*-Momenten wurden.

In der Dissertation wurde untersucht, wie Menschen in Bangkok klimatische Veränderungen erleben und welche Anpassungsstrategien sie entwickeln. Dabei war es für mich vor allem relevant, einen differenzierten Blick auf die kleinteiligen, temporären Bewegungs- und Fluchtmuster zu werfen, mit denen Bangkoks kosmopolitische Bewohner auf die Überschwemmungen des Jahres 2011 reagierten. Hierbei spielten lokale Kontexte, soziale Netzwerke, sozioökonomische Stellungen, historische Stadtentwicklungen und Infrastruktur sowie das Verhältnis zwischen Stadtbewohnern und politischen Institutionen eine entscheidende Rolle. Im Zuge dieses Forschungsprojektes verbrachte ich sechs Monate in der thailändischen Hauptstadt und führte über dreißig qualitative Experteninterviews mit unterschiedlichen Stadtbewohnern (urbanen Geflüchteten aus Sri Lanka, Bewohnern aus informellen Kanalsiedlungen, Umweltaktivisten, UN-Mitarbeitern, Angestellten der Stadt- und Landesregierung sowie Akademikern), ethnographische Beobachtungen und sogenannte *walk-along interviews* durch. Die Komplexität der unterschiedlichen Positionen der Forschungsteilnehmer wird hier deutlich.

Neben der Herausforderung, angemessen mit der Heterogenität von Forschungsteilnehmern umzugehen, stellte von Unger heraus: „Forschungsethische Fragen sind immanenter Bestandteil der empirischen Forschungspraxis und stellen sich in allen Phasen des Forschungsprozesses – von der Themenwahl und Zielsetzung über das Studiendesign, den Zugang zum Feld, Verfahren der Datenerhebung und Auswertung bis hin zu Fragen der Publikation und Verwertung von Forschungsergebnissen“ (von Unger 2014: 16). Ähnlich wie bei Gidwani wird hier also betont, dass Fragen der Forschungsethik immer wieder im Forschungsprozess auftreten und nicht im Vorhinein abschließend geregelt werden können. Folglich sind die ausgewählten Beispiele aus der eigenen Forschung auch zu unterschiedlichen Zeitpunkten im Forschungsprozess aufgetreten.

Insbesondere in den angelsächsischen Ländern ist Forschungsethik durch Ethikkommissionen geregelt, wie eingangs erwähnt. Diese institutionellen Mechanismen können sicherlich keine ethischen Reflexionen während der Feldarbeit ersetzen und nicht alle Herausforderungen im Vorhinein abdecken, sie helfen aber doch dabei, sich auf schwierige Situationen vorzubereiten und ein Gespür dafür zu entwickeln, welche Qualitäten der Ungleichheit zwischen Forschern und Teilnehmern auftreten und gelöst werden können. Eine Ethikkommission regt somit den eigenen Prozess der Reflexivität an und unterstützt diesen, indem sie die Forschenden dazu ermutigt, sich bereits vor dem Eintauchen in die Feldarbeit mit Fragen von Differenz, Privilegien, Vulnerabilität und Ungleichheit auseinanderzusetzen (von Unger/Narimani/M'Bayo 2014: 12).

Wie in dem Beispiel oben deutlich wird, beinhalten diese Reflexionen weitaus mehr als nur den eigentlichen Forschungsprozess. Auch ökologische Konsequenzen mussten mit bedacht werden, was für einen holistischen Blick auf akademische Forschung als Teil einer politischen Ökonomie der Wissensproduktion spricht. Forschen ist demnach nicht nur selten wertneutral, sondern auch in wenigen Fällen CO₂-neutral. Eine ethische Verantwortung für die eigene Forschung erstreckt sich also auch auf diese Ebene, die weit über den eigenen Forschungshorizont hinausgeht.

Institutionell

Die Ethikkommission der University of Durham in England, an der ich promovierte, stellte vor meiner Forschungsreise nicht nur Fragen zu den Forschungsteilnehmenden, meiner persönlichen Verortung und den ethischen Herausforderungen der von mir gewählten Methoden (Interviews, ethnographische Beobachtungen), sondern verlangte darüber hinaus auch eine Einschätzung der ökologischen Konsequenzen meiner Arbeitsweise. Flugreisen, Papierkonsum, lokale Transportoptionen wurden dabei diskutiert. Forschungsethik bezog sich in dieser Erfahrung also nicht nur auf einen verantwortungsvollen Umgang mit anderen Menschen, sondern auch mit dem Planeten. Vorbereitet wurde ich auf diese Reflexionsleistungen in den Methodenkursen des Masterprogramms, die Forschungsethik als zentralen Lehrinhalt verankert hatten. Während wir über die drei Trimester des Masterstudiengangs Kurse zu Themen wie Ethnographie sowie qualitative und quantitative Forschungsmethoden besuchten, beinhalteten alle diese Kurse eine Reflexion über die ethischen Herausforderungen der einzelnen Methoden. Auch der thailändische Staat verlangte einen Antrag und ethische Reflexionen zu meiner Forschung, bevor ich in Bangkok tätig werden durfte.

Ferner wurde das PhD-Projekt auch einer ethischen Prüfung durch den thailändischen Staat unterzogen, der ein Interesse an dem Schutz seiner Bevölkerung und Ressourcen hat. Der Militärputsch von 2014 und die anhaltenden Menschenrechtsverletzungen (Chachavalpongpun 2014; Farrelly 2016) machten diese Auflage allerdings ethisch zu einer Herausforderung. Einerseits empfand ich das Einfordern meines Forschungsantrags seitens der thailändischen Behörden als legitimen Akt. Das von mir auszufüllende Formular machte deutlich, dass es dem Staat vor allem um den Schutz vor Biopiraterie im Namen der Forschung ging, da die Auflagen für naturwissenschaftlich arbeitende Teams deutlich höher waren. Andererseits fühlte ich mich bei der Angabe von Organisationen und Personen, die ich interviewen wollte, zu besonderer Vorsicht verpflichtet, da ich das Recht auf Anonymität meiner Forschungsteilnehmer auf jeden Fall schützen wollte. Forschungsvorhaben können somit zu Reflexionen über politische Realitäten und autoritäre Regime führen, auch wenn der eigentliche Forschungsgegenstand ein anderer ist. Eine ethische Haltung ist auch hier unweigerlich politisch und notwendig.

Zusammenfassend spricht das gewählte Beispiel unterschiedliche Dimensionen an, in denen eine Reflexion als Teil einer Forschungsethik zu verstehen ist, die eine transformative Kraft auf institutioneller Ebene erreichen kann. Um Studierende und junge Forschende zu einer selbstkritischen Reflexion ihrer Arbeit und einer Positionierung im Forschungsfeld (unabhängig davon, ob im Globalen Süden, mit internationalen Eliten oder auch in anderen (räumlich/sozialen) Peripherien) zu bewegen, ist eine Erhöhung des Anteils solcher Inhalte in der Methodenlehre sicher sinnvoll. Auf institutioneller Ebene würde darüber hinaus auch ein Nachdenken über das Einführen von Ethikkommissionen einen hilfreichen Impuls setzen, um einen breiteren Austausch über (gesellschaftliche) Verantwortung von Forschung weiter zu fördern. Gleichzeitig sollte aber

auch festgehalten werden, dass diese Form der institutionalisierten Kontrolle ein Problem darstellen kann, wenn demokratische Prinzipien und Spielregeln nicht eingehalten werden.

Persönliche/Projektebene

Während meiner Feldforschung war ich zunächst sehr besorgt, dass ich aufgrund meiner „Außenseiterinnenrolle“ Gefahr laufen könnte, Forschungsteilnehmer zu (miss-)repräsentieren, lokale Kontexte nicht voll zu erfassen und in meiner Arbeit für oder gar über „andere“ zu sprechen, ohne diese ausführlich genug selbst zu Wort kommen zu lassen. Umso wichtiger war es für mich, während der Interviews und ethnographischen Beobachtungen immer wieder auch wesentliche Gemeinsamkeiten zwischen den Teilnehmern und mir selbst aufzuspüren und so allmählich zu einer Position zu finden, in der ich weniger befangen von Differenzen, sondern motiviert von Gemeinsamkeiten war. In diesem *ethi-copolitical*-Lernprozess gelang es dann tatsächlich, sich dem Ideal einer „Forschung auf Augenhöhe“ anzunähern. In solchen Momenten verschwanden die (realen und manchmal auch vielleicht nur vermeintlichen) Unterschiede zwischen mir und den Forschungsteilnehmern und der Prozess der Forschung wurde automatisch sehr viel dialoghafter und partizipativer, als ich mir anfangs erhofft hatte. Dies bewirkte nicht nur eine persönliche Transformation, sondern bereicherte auch das Projekt um neue Dimensionen.

Die institutionelle Ebene zieht auch Transformationen auf der persönlichen und auf der Projektebene nach sich. Reflexivität auf kognitiver Ebene wird in der Methodendliteratur oft vor einem wissenschaftlichen Hintergrund der Methodensicherung diskutiert. Reflexivität wird hier als wichtige epistemologische Grundlage für weitere Erkenntnisprozesse gesehen (von Unger 2014: 24) und ist somit bedeutend für die Güte und Qualität der Ergebnisse. Die Aufgabe von Forschungsethik und einer reflexiven Haltung auf dieser kognitiven Ebene wäre es demnach primär, sozialwissenschaftliche Erkenntnisse zu ermöglichen und zu bereichern (ebd.). Sicherlich ist dies ein wichtiges Element der qualitativen sozialwissenschaftlichen Forschung.

Das transformative Potenzial einer reflexiven Forschungsethik wird hier allerdings nicht nur auf der beschriebenen kognitiven Ebene verstanden, sondern beinhaltet auch affektive und emotionale Komponenten der persönlichen Weiterentwicklung. Im oben genannten Beispiel war diese emotionale/affektive Transformation zum Beispiel dann erkennbar, wenn eingangs vermutete Unterschiede zwischen Forschungsteilnehmern und Forscherin überwunden wurden und ein gemeinsames Erkennen von Ähnlichkeiten und Verbundenheit möglich war. In diesem Zusammenhang beinhaltet eine reflexive Forschungsethik eine fortlaufende Auseinandersetzung mit den Kategorien und Annahmen, die unsere Forschung, aber auch unsere alltäglichen Orientierungen bestimmen. Dichotomien zwischen selbst/andere, Globaler Norden/Süden können durch diese Reflexivität neu durchdacht und mitunter überwunden werden.

Insbesondere für anschließende Forschungsvorhaben können solche Erfahrungen bereichernd sein und tragen auch auf persönlicher Ebene zu einem tieferen Verständnis (und potenziellem Entgegenwirken) von Hierarchien bei.

Auf persönlicher/Projektebene besteht das transformative Potenzial einer reflexiven Forschungsethik also in einem idealerweise fortlaufenden Prozess der kritischen Selbsthinterfragung und der anhaltenden Bereitschaft, daraus Lehren für neue Forschungswege zu ziehen.

Output-Ebene

An dieser Stelle kann nur von einem persönlichen Scheitern an eigenen Ansprüchen berichtet werden. Während meiner Feldforschung war ich bemüht, alternative Output-Formate zu entwickeln, aufgrund der beschränkten Zeit im Feld und dem Mangel an institutioneller Bindung war dies aber kaum möglich. Insbesondere während der Forschungsbesuche in informellen Kanalsiedlungen in Bangkok war es aufgrund von Sprachbarrieren (ich war auf die Hilfe von Übersetzerinnen angewiesen) kaum möglich, gemeinsame Ergebnisse so zu dokumentieren, dass sie die Community sinnstiftend hätten bereichern können. Während meiner Feldforschung war ich zugleich sechs Monate ehrenamtlich für eine Gruppe von Geflüchteten aus Sri Lanka und Pakistan aktiv und konnte hier noch vor meiner Abreise Freunde werben, die meine Rolle als Englischlehrer übernahmen. Obwohl dies im streng akademischen Sinne wohl nicht als „Output“ gewertet wird, kann diese Form des Kontinuitätsschaffens vielleicht doch als ein Versuch gewertet werden, in dem ich als Forschende den Teilnehmern etwas zurückgeben konnte.

Auf der dritten und letzten ausgewählten Ebene, der Output-Ebene, können die Chancen und Herausforderungen eines transformativen Forschungsanspruchs noch einmal besonders deutlich gemacht werden. Kurze Aufenthalte im Feld, mangelnde institutionelle Unterstützung und Bindung an die Forschungsteilnehmer sowie diverse finanzielle Sachzwänge als auch persönliche Einschränkungen können es erschweren, auf der Output-Ebene kreative Formen von Ergebnissen zu ermöglichen. Insbesondere das Ideal, die Forschungsteilnehmer durch die eigene Arbeit an einem Mehrwert teilhaben zu lassen, scheint so oft unmöglich.

Obwohl dieses Ideal, wie oben beschrieben, also oft schwer zu erreichen ist, sind es doch gerade partizipative und kreative Forschungsmethoden, die mitunter zu wissenschaftlichen Output-Formen führen, die klassische wissenschaftliche Artikel ergänzen oder sogar ablösen. Im Programm der hier zugrunde liegenden Tagung „Räumliche Transformation: Prozesse, Konzepte und Forschungsdesigns“ standen zum Beispiel etliche Beiträge, die sich der Form des Forschungslabors bedient haben. In einem Forschungslabor geht es um ein kreativ und experimentell offenes Ausprobieren neuer Methoden und Ansätze. Kagan/Hauerwaas/Holz et al. (2018) sehen diese Reallabore

als wichtige Orte der Möglichkeiten (*spaces of possibility*) des von- und miteinander Lernens. An diesen Orten der Möglichkeiten können unter anderem neue Visionen für eine geteilte Zukunft erprobt werden (Kagan/Hauerwaas/Holz et al. 2018: 42). Gerade in Ländern des Globalen Südens kann eine solche Methode sinnvoll sein, um Forschungshierarchien zu vermeiden und die Forschungsergebnisse direkt für die Teilnehmenden zugänglich zu machen.

Eine solche Veränderung des wissenschaftlichen Outputs kann mitunter auch dazu beitragen, die von Gidwani angesprochene politische Ökonomie der Wissenschaft zu transformieren. Er selbst schreibt zu diesem Thema: „The researcher may start to ask what it would mean to write with a primary commitment to extra-academic social use-values that diverge from – even actively reject – the circuits of exchange and academic reward“ (Gidwani 2008: 237 f.). Gerade bei Forschung im Globalen Süden können Outputs, die nicht einer strengen akademischen Form unterliegen, also mitunter sehr viel sinnstiftender sein als ein Artikel in einer schwer zugänglichen (und mitunter auch nur schwer verständlichen) Fachzeitschrift.

3 Fazit

Neben institutionell geschützten Normen der Forschungsethik wie der informierten Einwilligung, scheinen auch ethische Reflexionen im Forschungsprozess unerlässlich zu sein in einem Forschungskontext, in dem Akademiker aus dem Globalen Norden im Globalen Süden tätig sind. Historische und fortlaufende Ungleichheiten und Privilegien erfordern einen sensiblen Umgang mit Differenzen und ein vorsichtiges Aufspüren von Gemeinsamkeiten. Eine reflexive Forschungsethik, die sich der Komplexität intersektionaler Verortungen von Forschungsteilnehmern und Forschenden stellt, kann hierbei einen wichtigen Beitrag leisten.

Es scheint mir dabei sinnvoll, an der Idee der *ethicopolitical*-Momente und Prozesse in der Forschung anzuknüpfen. Genau an diesen Bruchstellen passieren mitunter die Auseinandersetzungen und Reibungen, die nötig sind, um sich eines weiteren transformativen Potenzials der Forschungsethik bewusst zu werden. Eine ethische Haltung ist dabei eher ein kontinuierlicher Prozess, da Selbstreflexion kontinuierliche Arbeit bedeutet und nicht im Vorhinein definitiv zu erreichen ist. Insbesondere mit Hinblick auf das Konferenzprogramm, welches diesem Band der ARL-Schriftenreihe zugrunde liegt, kann Forschungsethik einen Beitrag zu einer „transformative[n] Forschung, die sich an konkreten gesellschaftlichen Problemen orientiert und für unterschiedlichste AkteurInnen Beteiligungsmöglichkeiten bietet“ (siehe: Tagesordnung ARL-/TRUST-Konferenz online) leisten, indem sie eben jene transformative Forschung um ein ethisch-politisches Element der kritischen Selbstreflexion bereichert. Konkret bedeutet dies, sowohl ein hohes Maß an Selbstreflexion zu kultivieren als auch ein kritisches Auge für intersektionale Differenzen – und Gemeinsamkeiten – zu entwickeln.

Abschließend sei noch festzuhalten, dass hinter vielen der hier getroffenen Aussagen und gewählten Beispiele mitunter verschleiert wird, dass Forschende aus dem Globalen Norden ebenfalls in intersektional differenzierten Positionen verortet sind. Durch die fortschreitende Neoliberalisierung der westlichen Forschungslandschaft können

sich insbesondere noch nicht etablierte Doktorandinnen und Doktoranden sowie Postdocs in prekären Beschäftigungssituationen befinden, die hier wenig differenzierte Betrachtung fanden. Selten wird Forschung mit den Ressourcen ausgestattet, die sich Forschende wünschen würden. Stipendien laufen mitunter frühzeitig aus, Gelder können nicht eingeworben werden, Mittel werden gestrichen. Dies sind alles Komponenten, die die eigene Positionierung innerhalb der politischen Ökonomie der Wissensproduktion deutlich erschweren und mitunter die Umsetzbarkeit (gerade auf der Output-Ebene) bestimmter ethisch erstrebenswerter Methoden und Prinzipien erschweren. Eine Reflexion der eigenen Positionierung im Forschungskontext beinhaltet somit auch eine kritische Auseinandersetzung mit den Gegebenheiten, Sachzwängen, institutionellen Vorgaben und Hindernissen, die auch im Globalen Norden (re)produziert werden und auch hier zu einem Gegenstand der Transformation und des Umdenkens werden sollten.

Literatur

- Berndt, C.; Pütz, R. (2007): Kulturelle Geographien nach dem Cultural Turn. In: Berndt, C.; Pütz, R. (Hrsg.): Kulturelle Geographien: Zur Beschäftigung mit Raum und Ort nach dem Cultural Turn. Bielefeld, 7-25.
- Chachavalpongpun, P. (2014): The Politics of International Sanctions: The 2014 Coup in Thailand. In: *Journal of International Affairs* 68 (1), 169-185.
- Connell, R. (2007): *Southern Theory*. Cambridge.
- Farrelly, N. (2016): Being Thai: A Narrow Identity in a Wide World. In: *Southeast Asian Affairs* 2016, 331-343.
- Gidwani, V. (2008): *Capital Interrupted. Agrarian development and the politics of work in India*. Minneapolis.
- Griffiths, M. (2017): From heterogeneous worlds: western privilege, class and positionality in the South. In: *Area* 49 (1), 2-8.
- Kagan, S.; Hauerwaas, A.; Holz, V.; Wedler, P. (2018): Culture in sustainable urban development: Practices and policies for spaces of possibility and institutional innovations. In: *City, Culture and Society* (13), 32-45.
- Korf, B.; Rothfuß, E. (2016): Nach der Entwicklungsgeographie. In: Freytag, T.; Gebhardt, H.; Gerhard, U.; Wastl-Walter, D. (Hrsg.): *Humangeographie Kompakt*. Berlin/Heidelberg, 163-183.
- Livingstone, D.N. (1992): *The Geographical Tradition: Episodes in the History of a Contested Enterprise*. Malden.
- McFarlane, C. (2010): The Comparative City: Knowledge, Learning, Urbanism. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 34 (4), 725-742.
- Radcliffe, S. (2017): Decolonising geographical knowledges. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 42 (3), 329-333.
- Said, E. (1979): *Orientalism*. New York.
- Sekuler, T. (2014): Täuschung und Ent-Täuschung: zu Fragen der Selbstpräsentation in der ethnografischen Forschung. In: von Unger, H.; Narimani, P.; M'Bayo, R. (Hrsg.): *Forschungsethik in der qualitativen Forschung. Reflexivität, Perspektiven, Positionen*. Wiesbaden, 77-96.
- Spivak, G. (1988): Can the Subaltern Speak? In: Nelson, C.; Grossberg, L. (Eds.): *Marxism and the Interpretation of Culture*. London, 271-314.
- Von Unger, H. (2014): Forschungsethik in der qualitativen Forschung: Grundsätze, Debatten und offene Fragen. In: von Unger, H.; Narimani, P.; M'Bayo, R. (Hrsg.): *Forschungsethik in der qualitativen Forschung. Reflexivität, Perspektiven, Positionen*. Wiesbaden, 15-40.
- Von Unger, H.; Narimani, P.; M'Bayo, R. (2014): Einleitung. In: von Unger, H.; Narimani, P.; M'Bayo, R. (Hrsg.): *Forschungsethik in der qualitativen Forschung. Reflexivität, Perspektiven, Positionen*. Wiesbaden, 1-14.
- Young, R. (2012): Postcolonial Remains. In: *New Literary History* 43 (1), 19-42.

Autorin

Leonie Tuitjer (*1986) promovierte 2018 an der Durham University (UK) im Fachbereich Humangeographie. Ihre Dissertation untersucht den Zusammenhang zwischen veränderten klimatischen Bedingungen und Mobilität in Bangkok, Thailand. Die Promotion, sowie die damit verbundene Feldforschung, wurde durch ein Stipendium des Economic and Social Research Council (ESRC) UK finanziert. Seit Oktober 2017 ist Leonie Tuitjer Postdoktorandin an der Leibniz Universität Hannover am Institut für Wirtschafts- und Kulturgeographie.